

## Schweiz

## Weggesperrt hinter Mauern des Grauens

In den Erziehungsanstalten des tief katholischen Kantons Luzern wurden bis in die 70er-Jahre Kinder systematisch geschlagen, gedemütigt und sexuell missbraucht. Zwei Studien arbeiten die Vergangenheit historisch auf.

## Von Michael Soukup, Luzern

Er galt als Teufel in Person, der priesterliche Anstaltsdirektor Gottfried Leisibach. Er befahl regelmässig Kinder zur Züchtigung zu sich in seine Wohnung. «Ich wurde zu ihm heraufgerufen, wo er einen unwahrscheinlich scharfen Hund im Zwinger hielt. Dann hat er mich zu ihm gepackt. Der Hund hat getan wie ein Verrückter, die Lippen hat er bis in die Augen nach hinten gelitzt und die Zähne gezeigt. Ich hatte Todesangst.» Leisibach befriedigte sich dabei mit der Hand.

Nachzulesen sind diese und zahlreiche weitere erschütternde Aussagen von ehemaligen Kinderheim-Zöglingen in den beiden letzte Woche erschienenen Studien «Kinderheime im Kanton Luzern» und «Hinter Mauern. Fürsorge und Gewalt in kirchlich geführten Erziehungsanstalten im Kanton Luzern». Die Pädagogische Hochschule Zentralschweiz (PHZ) und die Universität Luzern verfassten die historische Aufarbeitung im Auftrag des Kantons sowie der Kirche.

In den 15 katholischen Kinderheimen - reformierte gab es nicht - wurden zwischen 1930 und 1970 Tausende Knaben und Mädchen teils brutal geschlagen und sexuell missbraucht. In der Erziehungsanstalt Rathausen, einem ehemaligen Kloster ausserhalb der Stadt Luzern, war es besonders schlimm. Im weitaus grössten Luzerner und einem der grössten Kinderheime der Schweiz herrschte insbesondere in den 30er- und 40er-Jahren ein regelrechtes Terrorregime. Betreut wurden die über 200 Kinder vom Anstaltsdirektor - einem katholischen Priester - sowie von 19 Ingenbohrer Schwestern aus dem Kanton Schwyz.

Aus den 42 Interviews mit früheren Zöglingen verschiedener Luzerner Heime ergeben sich Aufschlüsse über die damaligen Zustände. Politisch verantwortlich war nicht nur die Kirche, deren Bischöfe einen Geistlichen als Direktor für Rathausen vorschlugen. Sondern auch die katholisch-konservative Partei, die heutige CVP, deren Regierungsrat in den Aufsichtskommissionen sass.

● **Einweisung ins Heim:** Der damalige Kinderschutzartikel öffnete der behördlichen Willkür Tür und Tor. Eine grosse Zahl der Kinder kam ins Heim, weil die familiären Verhältnisse sowie die gesellschaftlichen Strukturen es nicht ermöglichten, bei der eigenen Familie aufwachsen zu können. Besonders betroffen waren arme Familien und Kinder von alleinstehenden Müttern. Aber auch Charakter und Verhalten konnten zu einer Versorgung in ein Erziehungsheim führen: «Herumtreiben» auf der Strasse oder selbst der Kauf von Naschereien und Kleidern. Ein Knabe erlebte seine Einweisung ins Kinderheim Mariazell besonders traumatisch. So wurde er direkt von der Polizei in der Schule abgeholt - weil er Bienenwaben gestohlen hatte. «Als ich verhaftet worden bin, haben meine Eltern drei Tage nicht gewusst, wo ich bin.»

● **Ständige Angst:** Viele Heimkinder hatten ein Gefühl von Ohnmacht. Verbunden damit waren Ängste: «Du hattest immer Höllenängste, Ängste, Ängste, Ängste.» Man wagte es nicht, Aussenstehende auf Missstände aufmerksam zu machen. Jene, die es versuchten, trafen



Die Idylle trügt: Der Eingang zur Erziehungsanstalt Rathausen am Stadtrand Luzerns, aufgenommen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Foto: Staatsarchiv Luzern

### «Du hattest immer Höllenängste, Ängste, Ängste, Ängste.»

Früheres Heimkind

auf eine Mauer des Schweigens. Verbreitet war das Gefühl: «Die können alles mit dir machen.»

● **Gezielte Diskriminierung:** Die Heimkinder trugen ständig den Makel ihrer Herkunft mit sich. Ihnen war ihr Platz in der hierarchisch gegliederten Gesellschaft zugewiesen. Die Erziehenden hielten den Kindern immerfort vor, dass sie aus zerrütteten und/oder armen Verhältnissen kamen: «Man hat mir immer gesagt, ich würde mal Zuchthüßler - ich bringe es zu nichts.» So wurden die Kinder systematisch daran gehindert, eine Ausbildung entsprechend ihren Fähigkeiten zu machen. Kein Wunder, denn ein sozialer Aufstieg war nicht vorgesehen: Die Kinder sollten schliesslich in erster Linie zu guten Dienstboten sowie zu landwirtschaftlichem Hilfspersonal erzogen werden.

● **Essenszwang und -entzug:** Traumatisierend wirkte sich dieses von den

Schwestern bewusst eingesetzte Strafmittel aus. «Die eine Schwester hat mir den Mund aufgemacht und die andere hat es hineingeleert. Mir ist so schlecht geworden, dass ich auf den Tisch erbrechen musste - und nachher wurde mir das Erbrochene wieder eingelöffelt.»

Bei armen Kindern, die nicht auf «Fresspäckli» zählen konnten, wirkte sich der Essensentzug besonders hart aus: «Man hatte immer Durst und Hunger.» Als einmal das Nacht- und Morgenessen gestrichen wurde, fielen die Kinder in Ohnmacht. «Und dann ist eins ums andere unter die Bank gefallen. Schwarz geworden.»

● **Redeverbot:** Unterhaltungen wurden von den Schwestern grundsätzlich unterbunden, es gab kaum Orte, an denen die Kinder unbefangen miteinander reden konnten. Selbst der ein- und ausgehende Briefverkehr wurde überwacht: «Einmal musste ich auf Anweisung der Schwester schreiben: Es gefällt mir sehr gut in Mariazell.»

● **Strafen:** Bestrafungen waren ausgeklügelt und reichten von Drohungen bis hin zu Massnahmen, die heute als Foltermethoden gelten. Die Drohung einer Versetzung in ein anderes Heim war ausserordentlich grausam. Oft blieb es

nicht dabei. «Da war mein grosser Bruder. Ich habe mich an ihn geklammert. Dann kam diese Schwester und riss ihn mir weg. Ich habe ihn nie wieder gesehen.» Später wurde dem Kind auch noch der zweite Bruder entrissen. Andere verschwanden plötzlich, ohne dass man die Geschwister darüber informierte.

Das Bettnässen wurde vielfach bestraft: Schläge, Essensentzug oder eiskalte Bäder. Ein Kind erinnert sich, dass Anfang der 60er-Jahre Bettnäasser zur Strafe im Schweinestall eingesperrt wurden. Das Einschliessen in Kellern, Putzkammern, Schränken oder regelrechten Verliesen war sowieso ein beliebtes Strafmittel. Als «Verbrechen» galt oft schon, wenn ein hungriges Kind einen Apfel oder ein Stück Brot stibitzte. In Rathausen wurden die Kinder bis zu 14 Stunden in den «Chrutzi» gesperrt. «Es war ein Raum mit ganz dicken, dicken Mauern, einem winzig kleinen Fenster und ohne Licht. Wenn der Eimer fehlte, musste die Notdurft auf dem Boden verrichtet werden.»

Eine weitere traumatisierende Bestrafungsart war das Untertauchen in einem Bottich. Es erzeugte Todesängste, die teilweise bis heute nachwirken. «Die hat dich gepackt und unters Wasser ge-

drückt, bis die Luftblasen weg waren und du keine Regung mehr gemacht hast, dann hat sie dich rausgerissen und auf den Boden geworfen, wo du Wasser erbrochen hast.»

● **Sexueller Missbrauch:** Dieser wurde in allen Heimen festgestellt - wobei es sich bloss um die «Spitze des Eisberges» handeln dürfte, wie es in der Studie heisst. In Rathausen etwa waren es zwei Direktoren und mindestens eine Schwester, die Übergriffe begingen. In Mariazell eine Schwester, in Malers ein angehender Priester - zwei von ihm missbrauchte Brüder nahmen sich später das Leben.

Die Schweigegebote der Täter, nicht über den sexuellen Missbrauch zu sprechen, aber auch die jahrzehntelange Ignoranz der Politik ebenso wie der Gesellschaft entfalten bis heute eine besondere Macht. «Mit dem Hören auf das, was die ehemaligen Heimkinder zu erzählen haben, wird mit machtvollen Strukturen gebrochen, die zu dem Bedingungsgefüge gehörten, das die Gewalt in den Heimen erst möglich machte», schreiben die Studienautoren. Luzern ist der erste Kanton, der die Problematik der Kinderheime historisch aufarbeiten liess. Insofern nimmt er eine Vorbildfunktion ein.

## «Zu wenig Schlaf, zu viel Stress, zu schweres Essen»

GLP-Präsident Martin Bäumle hat einen Schwächeanfall erlitten. Dennoch hält er am Milizsystem fest. Und er kritisiert die Medien.

## Von Raphaela Birrer

Martin Bäumle ist das Gesicht der aufstrebenden GLP. Trotz des Wahlerfolgs im vergangenen Herbst hat sich noch kein Mitglied der jungen Partei aus seinem Schatten lösen können. Der zeitintensive Einsatz für seine Partei und die Omnipräsenz auf allen Kanälen zeitigen beim 48-Jährigen nun aber offenbar Folgen: Die «Weltwoche» meldet in ihrer aktuellen Ausgabe, dass nach SVP-Nationalrätin Natalie Rickli auch GLP-Präsident Bäumle mit gesundheitlichen Pro-

blemen kämpfe. Er habe letzte Woche einen Schwächeanfall erlitten, bestätigt Bäumle. «Ich verspürte einen starken Druck auf der Brust - das versetzt einen in Angst.»

Medizinisch sei er bei den Abklärungen jedoch rasch beruhigt worden. Dennoch habe ihn dieses «ernst zu nehmende Signal» seines Körpers alarmiert. In der dritten Sessionswoche sei er eindeutig über seine Belastungsgrenze hinausgegangen, sagt er. «Zu wenig Schlaf, zu viel Stress, zu viel und zu schweres Essen» - diese ungesunde Kombination habe bei ihm wohl die körperlichen Beschwerden hervorgerufen. «Ich habe offenbar die Grenzen meiner Kräfte erreicht, das hat mich beunruhigt», gesteht Bäumle ein. Dabei sei er zuvor während gut zehn Jahren nicht mehr beim Arzt gewesen.

Der Vollblutpolitiker will aus dem Vorfall Konsequenzen ziehen. Künftig nehme er sich bewusst Auszeiten, sagt er. Indes: Eine Verbreiterung der GLP-Führung, wie sie Bäumle zu seiner Entlastung bereits mehrfach angekündigt hat, konnte er nach wie vor nicht umsetzen. Ein verhängnisvolles Versäumnis? «Nein, aber wir müssen nun endlich das realisieren, was ich mir schon lange vornehme: mehr Ruhephasen einhalten sowie Arbeit und Verantwortung abgeben», antwortet Bäumle.

Um dieses Ziel zu erreichen, hat er in der Vergangenheit erste nötige Schritte eingeleitet. Fraktionschefin Tiana Angelina Moser entlastet den Dübendorfer bereits administrativ und koordinativ. Zudem kümmert sich eine persönliche Assistentin um die Öffentlichkeitsarbeit und um seinen Terminkalender. Aber

für die GLP-Initiative «Energie statt Mehrwertsteuer», für mehr Nachhaltigkeit generell und für den Aufbau neuer GLP-Sektionen auf kantonaler Ebene kämpft Bäumle persönlich nach wie vor an vorderster Front.

### Persönliche Assistenten helfen

Natalie Ricklis Burn-out, Christoph Blochers Nervenzusammenbruch nach der EWR-Abstimmung, Peter Spuhlers Rücktritt aus dem Nationalrat wegen seines zeitintensiven Jobs: Bäumles Schwächeanfall dürfte der aktuellen Diskussion um eine zu starke Auslastung der Schweizer Milizparlamentarier neuen Zündstoff geben. Trotz des «eindeutigen Warnsignals» seines Körpers hält Bäumle die Forderungen nach einem Berufspräsidenten jedoch für falsch. Einen möglichen Ansatz sieht er dagegen in persönlichen

Assistenten für die Politiker. Das habe sich in seinem Fall bewährt. Zudem übt Bäumle Kritik an den Medien: Ähnlich wie die Zürcher SVP-Nationalrätin Rickli sieht er die permanente Erreichbarkeit zunehmend als Problem. Mehr noch: «Das Privatleben der Politiker wird je länger, desto weniger respektiert.» (Tagesanzeiger.ch/Newsnetz)

Braucht es ein Berufspräsidenten? - Seite 9



**Martin Bäumle**  
Der 48-Jährige ist Präsident der Grünliberalen Partei Schweiz, für die er auch im Nationalrat sitzt.